

Kirche und Sexualität: ein Dauerkonflikt?

Ein Gespräch mit Professor Paul Matussek

Bei zahlreichen Fragen im Felde von Theologie und Ethik, die die Kirche auf Grund interner Diskussion oder in der Auseinandersetzung mit der staatlichen Gesetzgebung (Ehe, Familie, Geschiedene) gegenwärtig beschäftigen, steht die Frage nach der ethischen Bewertung der Sexualität und ihrer verantwortlichen Gestaltung mit im Hintergrund. Und in nicht wenigen Diskussionen stellt sich der Eindruck ein, gerade dieser Hintergrund beeinträchtigt sonst erzielbare pastorale und ethische Problemlösungen. Die Frage, ob und wieweit dies zutrifft, ist Gegenstand des folgenden Interviews mit dem Leiter der Forschungsstelle für Psychopathologie und Psychotherapie in der Max-Planck-Gesellschaft, Prof. Paul Matussek (München). Matussek hebt dabei Perspektiven ins Bewußtsein, die mit kirchlichem Normverständnis in Sexualfragen und den oft wichtigen ethischen Begleit- und Folgeproblemen nur begrenzt in Einklang zu bringen sind, die aber gerade deswegen eine kritische Auseinandersetzung verdienen.

HK: Herr Professor Matussek, im Synoden-Arbeitspapier über „Sinn und Gestaltung menschlicher Sexualität“ heißt es zwar, die überwiegend negative, mindestens aber skeptische Bewertung der Sexualität durch die Kirche sei inzwischen durch eine positivere Sicht abgelöst. Die Probleme, die in der kirchlichen Auseinandersetzung am meisten Kopfzerbrechen machen — Ehe, Empfängnisverhütung, Verhältnis der Geschlechter zueinander insgesamt — kreisen aber durchwegs um das Thema Sexualität. Muß man daraus schließen, Sexualität sei nach wie vor das eigentliche nicht bewältigte Problem?

Matussek: Ich würde nicht sagen, daß es das eigentliche unbewältigte Problem ist, aber es ist ein sehr zentrales. Die Kirche hat offenbar eine ganze Reihe von Fehlern und Fehlurteilen der Vergangenheit aufzuarbeiten, und das braucht Zeit. Die Kirche ist Gefangener von Formulierungen, wie sie vor einigen Jahrzehnten in moraltheologischen Lehrbüchern und auf Kanzeln üblich waren. Ich denke etwa an das Thema „Selbstbefriedigung“, wo unzureichende moralische durch pseudo-medizinische Begründungen (Rückenmarkserkrankungen, Zeugungsschwäche, Senilität, etc.) ersetzt wurden. Ich denke ferner an die Frage des vorehelichen Verkehrs, der in einer positiven moralischen Relevanz für die kommende Ehe gar nicht gesehen, geschweige gewürdigt wurde. Ich denke auch an die Frage der Geburtenregelung, die ohne Kenntnis und Rücksicht auf das natürliche Lustempfinden der Frau entschieden wurde. Ich denke aber auch an die detaillierten

Belehrungen über moralische oder unmoralische Stellungen beim ehelichen Sexualverkehr. Die Ehe wurde entwürdigt zu einem *remedium concupiscentiae*, hauptsächlich für den Mann. Das Empfinden der Frau spielte keine Rolle. Sie durfte sich nicht verweigern, aber nicht der eigenen Lust wegen, sondern um den Mann vom schlimmeren Übel des Ehebruchs abzuhalten. Hier wurde — sicherlich ungewollt — eine Art moralischer Prostitution gelehrt. Das sind so einige beliebig herausgegriffene, leicht zu erweiternde Beispiele, wie Sexualverkehr von der Moraltheologie und in der Seelsorge erklärt und gelehrt wurde. Die Zeche für diese Ideologie haben wir heute zu zahlen. Es scheint aber, daß es der Kirche offenbar immer noch schwerfällt, sich von den früheren Positionen eindeutig und im Sinne der christlichen Wahrheit zu trennen.

„... Überzeugend klarzumachen, daß Glaube mehr ist als die Erfüllung eines bestimmten Sexualrituals“

HK: Das ist aber doch weitgehend Moraltheologie und Lehrgut von gestern. Es ist nicht anzunehmen, daß es heute so noch vertreten wird. Ist es nicht eher so, daß es der Kirche noch nicht gelungen ist, den Wandel in der eigenen Moraltheologie konstruktiv in Verkündigung umzusetzen?

Matussek: Das scheint mir unterschiedlich gut geglückt zu sein. In einigen Ländern sind Priester und Bischöfe so weit, jedenfalls ein Teil von ihnen, daß sie ihren Gläubigen überzeugend klarzumachen versuchen, daß der Glaube mehr ist als die Erfüllung bestimmter Sexualrituale. In anderen Ländern, bei anderen Priestern ist es noch nicht so weit.

HK: Der Eindruck, daß der Glaube mit der Erfüllung von Sexualritualen gleichgesetzt wurde, dürfte geschichtlich schwer zu belegen sein. Eher zeigen sich durchhaltende Symptome von Leibfeindlichkeit und eine übermäßige Identifizierung von Moral mit Sexualmoral, die in unserem bürgerlichen Bewußtsein heute gegen die Kirche und vermutlich zum Schaden einer wirklich verantwortlichen Moral nachwirkt. Ist nicht hierin der eigentliche Dauerkonflikt zu suchen, der der Kirche in ihrer Geschichte gleichsam mit auf den Weg gegeben ist?

Matussek: Sie meinen die Symptome von Leibfeindlichkeit?

HK: In erster Linie. Und vor allem, ob es sich dabei um einen prinzipiellen Konflikt handelt, der der Kirche inhärent ist.

Matussek: Ich glaube nicht, daß man von einer prinzipiellen Leibfeindlichkeit sprechen kann. Ich meine auch nicht, daß dieser Konflikt dem Christentum wesensmäßig ist, obwohl das oft behauptet wird. Eher habe ich den Eindruck, daß die Leib- und Sexualfeindlichkeit, wo sie auftritt und auftritt, mit zeitgeschichtlichen Strömungen zusammenhängt. In verschiedenen Epochen der Geschichte war die Einstellung zum Leib recht unterschiedlich, und die Kirche richtete sich meistens nach diesem Zeitgeist. Außerdem ist zu bedenken, daß auch in anderen Kulturen als der vom Christentum geprägten gewisse leibfeindliche Einstellungen anzutreffen sind. Im Buddhismus, Hinduismus und ebenso im Islam finden sich solche Tendenzen, wenn auch in verschiedener Ausprägung und mit verschiedenen Begründungen. Das Hauptproblem scheint mir darin zu liegen, daß es dem Menschen, gleichgültig welcher Konfession, auch darum geht, seine Triebhaftigkeit, zu der ja auch die Sexualität gehört, im Dienst verfeinerter und verinnerlichter Interessen zu kultivieren, also Interessen, für die auch die Kirche ein glaubwürdiges Beispiel ablegen könnte, wenn sie es wollte. Eine Kirche, deren Grundposition die personale und soziale Liebe ist, hat hier keine schlechte Voraussetzung. Hinzu kommt ein Phänomen der Gegenwart: Zum erstenmal in der Entwicklung der Menschheit leben wir in einer Zeit, wo die Partnerhaftigkeit der Ehe in einer viel tieferen und umfassenderen Weise gelebt werden kann als in allen früheren Jahrhunderten. Der wohl endgültige Abbau von Vorurteilen, z. B. daß die Frau grundsätzlich dümmer sei als der Mann, daß Frau und Beruf nicht zusammenpassen, daß die Frau Politik prinzipiell nicht interessiert, daß Frauen nur zu 50% orgasmusfähig sind usw., enthält die Möglichkeit, die Ehe als Lebensgemeinschaft zwischen zwei Partnern wesentlich fruchtbarer zu gestalten, als dies früher der Fall war.

HK: Müssen wir bei der trotz solcher Chancen fortbestehenden Spannung zwischen kirchlichem Normbewußtsein und der Einstellung der Gläubigen, auch die Andersartigkeit der Erfahrung von Zölibatären und Verheirateten stärker in Betracht ziehen?

Matussek: Ich bin nicht der Ansicht, daß man die speziellen katholischen Schwierigkeiten in der Sexualmoral vorwiegend auf den zölibatären Status der Moraltheologen zurückführen kann. Im protestantischen Bereich treffen wir auf ähnliche Probleme, obwohl deren Theologen meistens verheiratet sind. Aber an der Überschätzung der Sexualität und an der Überbewertung sexueller Lust sind Zölibatäre aus ihrer Lebenserfahrung heraus sicher beteiligt. Manchmal hat man gerade bei der Behandlung der Geschiedenenfrage den Eindruck, es spiele auch Sexualneid eine Rolle. Wenn man selbst schon auf die Früchte

einer schuldgefühlfreien Sexualität verzichten muß, dann sollen die Regeln für die Eheleute hinsichtlich höherer Güter so restriktiv wie möglich sein. An solche Motive muß man denken, wenn etwa bei der Diskussion über die Zulassung der Geschiedenen zu den Sakramenten argumentiert wird, man könne die Geschiedenen nicht noch für ihr unmoralisches Verhalten belohnen. Von daher gesehen glaube ich nicht, daß Zölibatäre eine schöpferische Aufarbeitung der geschilderten Fehlentwicklung im entscheidenden Ausmaß leisten können.

HK: Können Sie das etwas näher erläutern? Sexualneid ist wohl kaum ein Reservat von Zölibatären, weder bei Frauen noch bei Männern?

Matussek: Sicher ist der Sexualneid genauso wie der Neid überhaupt kein ausschließliches Merkmal der Zölibatären. Wohl aber läßt sich sagen, daß jeder Zölibatär, der nicht aus seinem eigensten Innern die Entscheidung für ein eheloses Leben vollzogen hat, sich für den aufgezwungenen Verzicht in mehr oder weniger versteckter Weise rächt. Der Sexualneid ist dabei noch eine relativ milde Form der Rache.

HK: Sind Sie aber mit uns nicht auch der Meinung, daß die zölibatäre Lebensform durchaus auch eine sinnvolle Korrektur darstellen kann und insofern positiv zu einer verantwortlichen Gestaltung der Sexualität beiträgt?

Matussek: Durchaus. Um so wichtiger aber ist es, daß man dazu nur solche Personen zum Amt zuläßt, die ihre eigene Sexualität bewältigt haben, nicht aber solche, die aus allen möglichen neurotischen Motiven Zölibatäre werden. Ich glaube, daß eine schärfere Beobachtung solcher empirischer Tatbestände bei der Zulassung zum geistlichen Amt auch einen wertvollen Beitrag zur Lösung grundsätzlicher Fragen des Lehramtes auf dem Gebiet der Sexualität ergeben würde.

„Was Sie Normzerfall nennen, ist eine äußerliche Erscheinung“

HK: Das ist sicher ein Thema, dessen sich die Kirche heute nachhaltiger annimmt. Aber nun zur Hauptfrage: kommt die Kirche in der Sexualmoral heute mit einem Kulturwandel, der zu einer deutlichen Verhaltens- und Normtransformation auch im sexuellen Bereich geführt hat, nicht zurecht, oder vollzieht sich trotz der von Ihnen geschilderten neuen Chancen zu einer vertieften Partnerschaft (hat sie es denn früher nicht auch gegeben?) durch die Extrovertierung des Sexuellen, wie wir sie in den letzten Jahren im Zuge der Sexwelle erlebten, nicht auch ein echter Normzerfall?

Matussek: Diesen Eindruck könnte man rein äußerlich haben. Ich meine aber, daß das, was Sie Normzerfall

nennen, eine periphere und äußerliche Erscheinung bleibt. Sie verdeckt tiefer liegende Prozesse der Gegenwart. Zu ihnen gehört sicher auch eine größere Chance eigenverantwortlicher, vom Gewissen getragener Gestaltung der Sexualität.

HK: Ist diese Prognose nicht etwas verfrüht, zumal der sexuelle Exhibitionismus von heute ein Ausdruck zivilisationstypischer Langeweile zu sein scheint?

Matussek: Gerade wenn es sich, wie Sie meinen, bei der Veräußerlichung des Sexuellen um einen Ausdruck einer zivilisationstypischen Langeweile handeln sollte, zumindest vorwiegend durch sie bedingt ist — wofür einiges spricht —, kann man getrost in die Zukunft sehen. Sexualität als Ersatzbefriedigung für tiefer liegende und zentralere Bedürfnisse halten bei der Majorität der Menschen nicht lange an.

HK: Aber Sie sprachen selbst in einem Ihrer Bücher — „Kreativität als Chance“ (S. 126) — von der immer geringeren Fähigkeit zu echter Intimität, je rascher man zu Intimitäten bereit sei . . .

Matussek: Es ist richtig, daß die von manchen jugendlichen Gruppen propagierte Veröffentlichung des Sexuellen gerade das Gegenteil von dem ist, was in der Entwicklung des Menschen angelegt ist, nämlich die Hinwendung zu einer Intimität, in der das Sexuelle in seiner auf den einzelnen Menschen bezogenen Weise zur Geltung kommt und auch gesteigert wird. Doch diese Erkenntnis und diese Erfahrung bricht sich heute Bahn, und es zeigt sich dabei insgesamt, daß heute die Methoden der Konkupiszenzbefriedigung wesentlich verfeinert worden und wesentlich personalbezogener sind als in früheren Zeiten.

HK: Anhand welcher Fakten läßt sich das belegen?

Matussek: Zum Beispiel anhand eines Vergleiches moraltheologischer Lehrbücher der Jahrhundertwende mit einer Durchschnittsillustrierten der Gegenwart. Auch wenn man davon ausgehen kann, daß keineswegs alle Christen die dort enthaltenen Hinweise befolgten, so lebte doch die Majorität der christlichen Eheleute in einer verklemmten oder — wie in manchen ländlichen Gegenden — primitiv tierischen Weise ihre Sexualität aus. Wo das Fensterln zum Brauchtum gehörte, wo die Magd dem Bauern auch im Bett untertan zu sein hatte, war die Sexualität genauso undifferenziert wie bei den zahlreichen Frauen, die auf Anweisung ihrer Beichtväter sich zur Abwendung der Untreue dem Partner hingaben. Gegenüber diesen Praktiken sind die Regeln, die etwa die Ratgeber der erwähnten Illustrierten in ihren Fragekästen anbieten, wesentlich differenzierter und sensibler. Damit will ich keineswegs das Niveau der heutigen Illustrierten als hoch hinstellen, wohl aber auf ein Faktum hinweisen, an dem sich die größere Sensibilität im Sexuellen leicht ablesen läßt. Quanti-

tative Vergleiche sind allerdings auch hier nur schwer möglich.

„Alle Formen peripherer Befriedigung sind eine sexuelle Angelegenheit“

HK: Gerade Ihr Hinweis auf Illustriertenratschläge läßt uns fragen, ob der Optimismus über die personale Verfeinerung des Sexualverhaltens sich generell halten läßt oder ob die Tendenz zur Verfeinerung nicht bloß eine Möglichkeit innerhalb einer recht ambivalenten Gesamtentwicklung ist? Das rasche Überspringen sexueller Schranken fördert wohl kaum den Zug zu personaler Bindung, der in einer partnerschaftlichen Ehe — aber nicht nur dort — doppelt notwendig ist . . .

Matussek: Die Frage ist, welche Entwicklung hat die Zukunft auf ihrer Seite? Welche Phänomene der Gegenwart lassen sich als die zukunftssträchtigen interpretieren? Wer kann z. B. noch sagen, Kriegführen sei legitim? Das ist heute bei weitem nicht mehr so leicht, wie es etwa vor fünfzig Jahren war. Man wird heute auch von moraltheologischer Seite aus schwerste Bedenken haben, Kriege wie den Ersten Weltkrieg, erst recht den Zweiten Weltkrieg, in irgendeiner Weise zu rechtfertigen. Selbst den Nichtchristen dürfte das nicht leichtfallen, weil das öffentliche Bewußtsein in dieser Frage sich wesentlich verschärft hat. Im Bereich der Sexualität hat man nach der Aufhebung strenger Restriktionen und Sanktionen erwartet, daß Promiskuität um sich greift, daß die Leute womöglich dem Gruppensex verfallen, daß der Partnerwechsel Gewohnheit wird oder die Sodomie eine Verbreitung erfährt wie im Alten Rom. Die Realität erweist genau das Gegenteil. Es wird erfahren, daß Intimität mit dem anderen eine tiefe Liebe und Beziehung zum anderen voraussetzt. Je tiefer der andere geliebt wird, ja man kann ruhig sagen, aus einer je größeren Tiefe der sexuelle Trieb kommt, desto lustvoller ist er. Alle Formen bloß peripherer Befriedigung, sei es durch Pornographie, sei es durch Gruppensex oder was sonst noch, sind eine zutiefst unsexuelle Angelegenheit. Auch dieses Phänomen sollte man in Erwägung ziehen, wenn man etwa an die hohen Scheidungsziffern denkt. Vor allen Dingen lassen sich die Frauen in der Liebe nicht mehr so leicht abspesen wie in früheren Zeiten, wo sie finanziell vom Mann abhängig waren.

HK: Aber ist das nicht nur eine Seite der Wirklichkeit? Übersehen Sie nicht neue Verkümmernungen auch in der Partnerschaft?

Matussek: Sicher, aber die nicht zu leugnenden Auswüchse und Verkümmernungen der gemüthhaften Seite der Sexualität, die weitgehend das Urteil über die Moral der Gegenwart bestimmen, muß man auf dem Hintergrund einer Identitätskrise der heutigen Gesellschaft sehen. Während früher das Verhalten, besonders das sexuelle Verhalten,

recht genau reglementiert war und ein „anständiger“ Bürger wußte, was er zu machen hat und was man von ihm erwartet, sind heute die Freiheitsgrade und damit die Unsicherheit des einzelnen wesentlich höher. Er *kann* mit mehreren Sexualpartnern zusammenleben. Er kann bi- und homosexuell sein. Er kann ungestört pornographische Literatur in entsprechenden Läden studieren, also kurz gesagt: Die Chance, sich zu verfehlen, ist größer, weil die Gesellschaft weniger Druck ausübt und ein bestimmtes sexuelles Verhalten nicht zum Moralischen schlechthin deklariert. Das aber heißt auch: Wer sich bei den angebotenen, zahlreichen Möglichkeiten für seine eigene entscheidet, ist letztlich sittlicher als der, welcher nur das tut, weil „man“ es tut.

HK: Das ist ein interessanter Gesichtspunkt. Es dürfte keinen Streit darüber geben, daß der größere Freiheitsraum in der Gesellschaft von einzelnen eine persönlichere sittliche Anstrengung verlangt, wenn er sittlich verantwortlich entscheiden soll. Aber wir vermögen nicht einzusehen, wie eine Entscheidung allein schon dadurch sittlicher sein soll, daß sie sanktionsfrei getroffen werden kann, ohne zu berücksichtigen, wie sie getroffen wird. Da stellt sich doch ganz akut das Normproblem, abgesehen davon, daß gesellschaftliche Trends nicht weniger „Man“-Charakter haben als Sanktionen durch Ethos oder Gesetze?

Matussek: Sicher ist keine Entscheidung allein schon dadurch sittlich, daß sie sanktionsfrei getroffen wird. Der Inhalt der Entscheidung ist nie bedeutungslos. Aber die bloße Anpassung an das, was die anderen tun, ist noch nicht sittlich, ob es sich um einen Sexualverkehr oder den sonntäglichen Kirchgang handelt.

HK: Vielleicht müßten wir dem „Man“ noch etwas nachgehen. Aber nochmals zurück zu Ihrer vorausgegangenen Antwort: Daß Promiskuität als Regelfall im Sexualverhalten keine Zukunft hat, leuchtet ein. Dazu ist die zwischenmenschliche Bindungsbedürftigkeit anthropologisch zu stark. Die Ausnahmen scheinen aber immerhin so zahlreich zu werden, daß die Ärzte eine abrupte Zunahme der Geschlechtskrankheiten vornehmlich als Folge häufigen Partnerwechsels und latenter Formen der Promiskuität feststellen . . .

Matussek: Dieser Befund darf nicht falsch interpretiert werden. Er besagt wohl nicht, daß die Zunahme der Geschlechtskrankheiten direkt proportional zur Promiskuität steht, sondern eher, daß sich die „Dauerwechsler“ heute immer mehr an Partner halten müssen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit krank sind. Aber selbst wenn es anders wäre: Wenn Ärzte vor Ansteckungsgefahr warnen, gehört das zu ihrem Beruf. Es ist aber nicht Angelegenheit der Kirche, ihre moralische Position durch die schädlichen Folgen einer bestimmten Handlung zu rechtfertigen. Die Kirche kann hier aus ihrer langen Geschichte lernen und

manches wiedergutmachen. Es ist leicht und ungefährlich, von der Kanzel oder im Beichtstuhl vor Geschlechtskrankheiten zu warnen, aber es war bis zur Gefahr des Todes gefährlich, von der Kanzel aus gegen den Kriegsdienst im Dritten Reich zu predigen. Auch wenn eine solche Forderung manchem als utopisch erscheint, so wird man doch nicht die Tatsache übersehen können, daß die Kirche sich immer dann mutig und deutlich engagiert hat, wenn ihr Engagement ungefährlich war. Von ihrer eigenen Lehre aus gesehen hätte die Kirche während des Nazikrieges die Pflicht gehabt, jeden Soldaten vor der Teilnahme an diesem Massenmord zu warnen. Sie tat es nicht, im Gegensatz zu ihrem heutigen, doch recht ungefährlichen Engagement im Kampf um den § 218. Es geht mir hier nicht um eine billige Anklage, sondern lediglich um die psychologisch so wesentliche Tatsache, daß der Kredit an moralischer Glaubwürdigkeit der Kirche in der heutigen, aufgeklärten und geschichtlich nicht ganz uninformierten Zeit nicht sehr hoch ist, jedenfalls nicht so hoch, wie es aufgrund ihrer Lehre sein könnte und wie die Kirche es lange Zeit und zum Teil auch noch heute von sich glaubt.

„Die individuelle Gestalt des sexuellen Triebes muß stärker berücksichtigt werden“

HK: Möglicherweise oder tatsächlich Versäumtes kann die Kirche nicht hindern, in einer anderen Situation ihrer Meinung nach das Richtige zu tun . . .

Matussek: Sicher nicht, aber es stellt sich die Frage nach der Verhältnismäßigkeit . . .

HK: Herr Professor Matussek, was immer sich als soziale Regel durchsetzt, der Kirche muß es auch um die Moral der Einzelperson zu tun sein. Aber davon abgesehen: Wächst mit dem unbekümmerten Sexualverhalten, wie Sie es nannten, das immer auch eine hohe Häufigkeit oberflächlicher Sexualkontakte bedeutet, nicht auch die Gefahr der geringeren personalen Bindungsfähigkeit. Und ist von daher die Prognose eines entscheidenden Fortschreitens von der biologischen Zeugungs- und soziologischen Zweckgemeinschaft zur echten Liebespartnerschaft nicht doch etwas übertrieben?

Matussek: Beides gehört zusammen. Der Zug zur echten Liebespartnerschaft, der parallel läuft mit einer Auflockerung der strengen Sexualsitten des puritanischen 19. Jahrhunderts, das jede sexuelle Situation, die nicht ganz getragen war von einer metaphysisch abgestempelten Bindung, wie es in der Ehe der Fall ist, verurteilte. Voreheliche Sexualerfahrung, außereheliche Sexualerfahrung, Masturbation werden heute wesentlich häufiger und wesentlich freizügiger gehandhabt als früher. Das ist richtig. Aber selbst in der größten Promiskuität kann man noch spüren, daß nicht diese es ist, was die Betroffenen eigentlich er-

sehen. Natürlich wird auf dem Wege zur Verinnerlichung aus peripheren Lustgründen und auch aus Neugierde alles mögliche erfahren, oder — wie man es im Jargon der Jugend sagt — „mitgenommen“, aber Sehnsucht nach einer dauerhaften und vertieften Bindung bleibt auch da als Ziel. Oder anders ausgedrückt: Wer eine dauerhafte, erfüllte Liebesbeziehung herstellen kann, wird im allgemeinen glücklicher sein als der, der auf kurzfristige und periphere Ablenkungen angewiesen ist.

HK: Das alles sind zunächst einmal empirische Tatsachen, mehr oder weniger feststellbar, mehr oder weniger meßbar. Wie aber soll die Kirche in ihrer Moralverkündigung ihnen begegnen?

Matussek: Ich meine, die Kirche müßte sich hier von einer übertriebenen Kasuistik trennen. Auch wenn sie heute kaum noch die Anweisungen gibt, ob ein Kuß vor der Ehe schwere oder läßliche Sünde ist, welche Organe wann und wie berührt werden dürfen, so ist das kasuistische Denken im Grunde genommen heute noch nicht überwunden. Die Kirche, wie sie sich in ihren Lehrbüchern und in ihrer Praxis auf Kanzel und Beichtstuhl — in einzelnen Ländern allerdings unterschiedlich — gibt, wird noch weitgehend von Ideologen bestimmt. Der Ideologe aber ist, wie ich es auch u. a. in dem von Ihnen genannten Buch „Kreativität als Chance“ zu zeigen versuchte, durch die Unfähigkeit zum Lernen gekennzeichnet. Hinsichtlich der Sexualität hat die Kirche wenig gelernt. Sie übersieht die von den verschiedenen Disziplinen abgesicherten Befunde, daß der menschliche Sexualtrieb anders aufgebaut ist, als es sich etwa Thomas von Aquin vorstellte. Er entwickelt sich in einer sehr komplizierten Weise und ist abhängig von einer Reihe heute auch noch nicht voll überschaubarer Determinanten. Für den Moraltheologen aber heißt das: Er muß sich an den Grundwerten orientieren und er und die kirchliche Pastoral müssen die individuelle Gestalt des sexuellen Triebes stärker berücksichtigen. Dieser Tatbestand sollte auch in den Normenkatalog eingehen, allerdings nicht soweit, daß man homosexuelle Partnerschaft als ein kirchlich einzusegnendes Verhältnis ansprechen sollte. Die Individualität des anderen darf von der Kirche nicht so übersehen werden, daß es ihren Mitgliedern unmöglich wird, Sexual- und Glaubensleben ohne seelische Verkümmierungen zu integrieren.

HK: Aber kirchliche Moral kann sich kaum damit begnügen, Kasuistik zu überwinden. Das Normproblem bleibt. Auf einen Nenner gebracht: Der kirchlichen Sexualethik muß es heute darum gehen, das Verhältnis von Triebbeherrschung, Triebbefriedigung und Triebsublimierung als eine Grundkomponente personaler Entfaltung und zwischenmenschlicher Beziehung neu zu bestimmen. Läßt sich dafür aus Ihrer Sicht eine Grundregel nennen?

Matussek: Keine andere als die, welche im Prinzip in meiner vorangegangenen Antwort enthalten ist.

HK: Welches sind für Sie die zu schützenden Grundwerte, und warum sollen diese nicht normiert werden können? Macht man es sich nicht zu leicht, wenn man die Differenzierung des Sexualverhaltens nach Ort und Zeit als letztes Kriterium einführt?

Matussek: Die zu normierenden Grundwerte wären etwa: Gewissen, Ehrlichkeit, Verantwortung für sich und den anderen, Fähigkeit zur partnerhaften Liebe und daher auch das „normativ“ zu entwickelnde Gefühl für das, was der Mensch zu seiner Reifung aufgrund seiner einmaligen Entwicklung braucht. Das kann z. B. auch eine „verbotene“ sexuelle Beziehung sein.

„Bindungslosigkeit trifft man häufig auch in ‚gut christlichen‘ Kreisen“

HK: So gesehen müßte man also annehmen, die Kirche befasse sich in Sexualfragen mit den falschen Themen zur falschen Zeit. Zum Beispiel erregt der voreheliche Verkehr in der Kirche immer noch die Gemüter. Das eigentliche Problem scheint aber immer weniger der voreheliche Verkehr als solcher zu sein, als die sexuellen Frühkontakte Halbwüchsiger, denen die Reife und Tiefenerfahrung fehlt. Was ist hier nach ihrer Meinung pädagogisch und moralisch (normativ) geboten?

Matussek: Ich stimme Ihnen zu. Es gibt durchaus die Flucht in eine zu frühe sexuelle Intimität. Sie ist aber nicht selten die Folge von Bindungslosigkeit in der eigenen Familie. Und solche Bindungslosigkeit trifft man häufig auch in Familien aus „gut christlichen“ Kreisen. Dort werden die Normen der Kirche oder christliche Moral durchaus befolgt, aber in ideologischer Weise. Kinder aus solchen Ehen sind gemüthhaft oft bindungslos und werden nicht selten frühzeitig Schutz und Geborgenheit in einem vorzeitigen sexuellen Umgang suchen. An einem solchen Fehlverhalten ist aber die Veräußerlichung einer Moral schuldig. Ihr ist es nicht gelungen, die Liebe zwischen den Partnern so zu vertiefen und zu verinnerlichen, daß die Kinder in diesem Klima seelisch gedeihen und reifen können.

HK: Wir hatten nach den sexuellen Frühkontakten gefragt: Was bedeuten diese für die spätere Ehefähigkeit und nach welchen Regeln und nach welcher Zielvorgabe hat die Kirche hier zu erziehen?

Matussek: Hierauf läßt sich keine generelle Antwort geben. Die wenigen Statistiken, die über sexuelle Frühkontakte und eheliche Erlebnisfähigkeit existieren, operieren mit einem nicht genau definierten Ehebegriff. Soviel läßt sich aber mit Sicherheit sagen: Die auch heute noch in der Kirche gelegentlich propagierte These, daß sexuelle Frühkontakte die eheliche Liebesfähigkeit schwer schädi-

gen müßten, in dieser apodiktischen Form falsch ist. Man muß differenzieren. Vor allen Dingen sollte man die sexuelle Liebesfähigkeit nicht herauslösen aus dem Rahmen der allgemeinen Persönlichkeitsentwicklung.

HK: Dem werden die meisten zustimmen. Aber wie ist es mit den Sexualkontakten von 13- bis 16jährigen? Von Reife kann hier wohl kaum gesprochen werden?

Matussek: In diesem Alter ist kaum ein Jugendlicher reif zur Aufnahme sexueller Intimitäten. Er ruht noch zu wenig in sich selbst, kennt sich und seine Zukunft kaum, trägt mehr kindliche Bedürfnisse mit sich herum, als ihm bewußt ist, weiß wenig mit dem anderen als Partner anzufangen. Um es auf eine kurze Formel zu bringen: Der Jugendliche muß in der Pubertät erst mit seinen eigenen inneren Schwierigkeiten fertigwerden, ehe er seine Innerlichkeit an die des anderen Geschlechts heranträgt.

Wann der Zeitpunkt gegeben ist, der für eine größere Intimität im Sexuellen von der Entwicklung her gesehen günstig ist, läßt sich nur im Einzelfall entscheiden. Verkürzt dargestellt, geht es hier um die beiden extremen Pole: Der eine schiebt den Zeitpunkt der Aufnahme des ersten sexuellen Kontaktes so weit hinaus, daß er eine gewisse Verklemmung dem anderen Geschlecht gegenüber auch in der Ehe nicht ganz verlieren wird. Der andere geht so früh und vorzeitig in die geschlechtliche Nähe, daß er kaum jemals zum Aufbau echter Partnerschaft in der Liebe fähig sein wird. Er begnügt sich mit unreifen Früchten, nur weil er im Augenblick hungrig ist.

Aber das sind nur generelle Überlegungen. Sie in Normen zu fassen ist sehr schwierig. So krankte die bisherige Moraltheologie und die kirchliche Sittenlehre ja nicht an der Tatsache, daß sie Normen setzte, sondern daran, daß sie ihre Aufgabe als Normengeberin (als die sie im Bewußtsein des Volkes erschien) mißbrauchte. Dieser Normenmißbrauch ist kennzeichnend für eine ideologische Moral, wie sie weitgehend auch die kirchliche Lehre einer noch nicht allzuweit zurückliegenden Vergangenheit bestimmte. Als Beispiel denke man nur an die Gründe, die in kirchlichen Pädagogenkreisen gegen die Koedukation vorgetragen wurden. Die Nähe zum anderen Geschlecht während der Schulzeit würde — so argumentierte man — oft zu unkeuschen Gedanken führen. Die Nonnen, die ihrer katholischen Mädchenklasse beim Anblick eines herannahenden jungen Mannes den Auftrag gaben „Augen runter“, wurden von kirchlichen Instanzen nicht gerügt, sondern für ihre „pädagogische Weisheit“ gepriesen.

Zusammengefaßt also: Normengebung ja, aber nicht von Ideologen.

HK: Noch ein weiteres Thema in vermutet schiefer Perspektive zur falschen Zeit: Während man über Methoden der Empfängnisregelung immer noch sehr viel spricht, hört man wenig über die sexualethischen Konsequenzen der Pille auf die Stellung der Frau und das Partnerschaftsverhalten. Wie beurteilen Sie solche Auswirkungen selbst?

Und was erwarten Sie an Führung und Weisung von der kirchlichen Moral?

Matussek: Die Tatsache hormoneller Empfängnisverhütung ist von unbestreitbarem Wert, auch von hohem ethischem Wert. Sie gibt der Frau mehr Chancen als früher, ihre sexuellen Bedürfnisse eigenverantwortlich zu gestalten und in Einklang mit dem Partner zu bringen, ohne vorwiegend die biologischen Folgen (Kind) im Auge zu haben. Die Kirche kann in dieser Frage jetzt nicht mehr richtungweisend sein — die Zeit hat sie verpaßt —, wohl aber demonstrieren, daß sie zu einer Schuldeinsicht in der Lage ist, wie sie es von jedem ihrer Mitglieder prinzipiell erwartet. Eingeständnisse von Fehlern sind der Glaubwürdigkeit einer Institution zuträglicher als Verleugnen der Mängel.

HK: Psychologen und Ärzte versichern uns, daß die verändernden Wirkungen der Empfängnisverhütung auf das Verhältnis der Partner beträchtlich sind. Wir haben ein beträchtliches Geburtendefizit, das neue Verhältnis von Sexualität und Prokreation muß offensichtlich erst gefunden werden. Aber, da Sie mehrmals von der sexuellen Unterdrückung der Frau wegen Konkupiszenzbefriedigung für den Mann sprechen, schafft die neue Freiheit nicht neue Probleme für beide Teile: einen neuen sexuellen Leistungsdruck und neue Anfälligkeiten für die Ehen?

Matussek: Sicher sind die Frauen heute im Sexuellen weniger verschämt als früher, wenn es um die Kundgabe der eigenen Wünsche geht. Leider wird aus diesen Selbstverständlichkeiten in der Öffentlichkeit, besonders in manchen Illustrierten, die generelle Behauptung abgeleitet, daß die Männer dem „massiven Ansturm“ der Frauen weder ehelich noch außerehelich gewachsen sind und immer impotenter werden. Hierzu tragen leider auch die Urteile solcher Ärzte bei, die keinerlei Spezialerfahrung auf dem Gebiet der Sexualpsychologie und Sexualpathologie besitzen. Sie müssen oft Ratschläge aufgrund ihrer privaten Erfahrung geben. Diese aber sind nicht immer richtig, vor allen Dingen stark durchsetzt mit persönlichen Ideologien. Die wissenschaftliche Sexualkunde, besonders die über die männlichen Sexualstörungen, weiß, daß der weibliche Wunsch allein nicht zu Potenzstörungen führt, falls die Frau ihre Wünsche in einer Form äußert, die in einer Liebesbeziehung üblich sind. Was heute gelegentlich als Anspruch der Frau auf den Mann hingestellt wird, ist mehr mit einem, um im Sportjargon zu reden, „Anrempeln“ als mit der Einleitung eines Sexualverkehrs zu vergleichen.

„Die Kirche darf sich nicht von Nichtchristen eine höhere Moral aufzwingen lassen“

HK: Die Kirche betont, wie wir meinen, zu recht die enge Bindung von Sexualität und Ehe. Wird sie aber anderer-

seits der Rolle der Sexualität in der Ehe gerecht, auch im Blick auf das Kind? Sie sprachen eingangs selbst von einer Überbewertung der Sexualität in der Kirche...

Matussek: Die Kirche hat die Ehe als Lebens- und Liebesgemeinschaft relativ zwiespältig beurteilt. Als biologische Zweckgemeinschaft wurde sie bejaht, als sexuelle Liebesgemeinschaft oft verteufelt, bestenfalls geduldet. Diese Doppelbödigkeit hatte mehr Schäden hinterlassen, als man öffentlich zugeben bereit ist. Jedenfalls dürften die Kinder aus den Ehen, die nach der Ideologie der Kirche lebten, im Durchschnitt schwerer gestört sein, auch im Hinblick auf ihre Glaubensfähigkeit, als jene, die ihr sexuelles Leben in persönlicher Verantwortung zu gestalten versuchten. Um diese Probleme aber richtiger von kirchlicher Seite anzugehen, bedürfte es einer kreativeren Moral, als sie weitgehend in der Kirche zu beobachten war und noch heute zu beobachten ist.

HK: Was verstehen Sie darunter?

Matussek: Was das Wort sagt: Eine Moral, die schöpferisch ist. Das bekannteste Beispiel einer solchen Moral dürfte für den abendländischen Menschen Jesus sein. Er begnügte sich nicht mit der Erfüllung der alten Gebote, sondern ging darüber hinaus, ohne die bestehenden abzuschaffen. Er schuf neue Rangordnungen, Sichtweisen, vor allen Dingen aber eine Ausgestaltung der gelebten Moral, die un kreativen Moralisten fremd ist. Ich meine hiermit etwa sinngemäß das Wort von Jesus, wenn er zu den Pharisäern sagt, daß sie anderen Lasten aufbürden, die sie selbst nicht zu tragen bereit sind. Der Schöpferische verlangt von sich immer mehr als von den anderen, auch in moralischer Hinsicht. Zwar ist Jesus für den Christen das überragende und einzigartige Beispiel schöpferischer Sittlichkeit. Es gab und gibt jedoch auch immer Menschen, die wertschöpferisch sind und der Sittlichkeit Impulse geben, die von der Menge der bloßen Wortbefolger nicht ausgehen. Sie sind meistens nicht einmal Bewahrer, sondern Bremser, die die in der Entwicklung des Menschen angelegte Tendenz zur Höherentwicklung der Sittlichkeit blockieren.

HK: Ihre letzte Feststellung wäre sicher einer eigenen Diskussion wert. Aber beschränken wir uns auf das Verhältnis Kirche — Sexualität. Was bedeutet sie in diesem Zusammenhang?

Matussek: Die Kirche darf sich nicht, wie es häufig geschehen ist, von den Nichtchristen eine höhere Moral aufzwingen lassen. Sie muß selbst die Führung übernehmen in dem Erspüren und Verwirklichen höherer Normen und Werte. Fragen der Gleichberechtigung, der verschiedenen Rasse, Sklavenbefreiung, Unterdrückung Unterprivilegierter, Festklammern an weltlichen Machtpositionen (siehe Kirchenstaat) wären Themen gewesen, bei denen die Kirche hätte richtungweisend sein können, statt daß ihr durch den Gang der Geschichte — und das waren oft recht

unchristliche Kräfte — die richtige Richtung gewiesen werden mußte.

In bezug auf das Thema der Sexualität: Sie muß glaubwürdig werden in ihrer Verkündigung und sich nicht durch eine skurrile Kasuistik den Blick für das Wesentliche verstellen lassen, oder ganz allgemein ausgedrückt: Sie muß ihre Angst vor der Sexualität verlieren.

HK: Sie meinen, die Mutter Kirche tue sich ebenso schwer, sich von überlieferten Normen zu trennen, wie manche leibliche Mutter, die nicht einsehen will, daß ihre Kinder sich allmählich verselbständigen müssen?

Matussek: Genauso ist es. Die Kirche muß erst durch diese Trennungsangst hindurch, um schöpferisch zu werden.

„Imitationen und Anpassungen ohne Substanz“

HK: Sehen Sie in der Frage der Unauflöslichkeit der Ehe die Rolle der Sexualität richtig eingeschätzt? Kritiker werfen der Kirche nicht selten vor, sie sehe diese (wie übrigens auch das profane Recht) zu einseitig unter dem Aspekt der sexuellen Treue und zu wenig als Gesamtverlauf zwischenmenschlicher Beziehungen.

Matussek: Mir scheint die Ansicht der Kritiker berechtigt zu sein. Die Ehe wird noch zu stark auf sexuelle Treue und weniger auf den Gesamtverlauf des Lebens bezogen. Das Kind, das nach der Lehre der Kirche so sehr im Zentrum der Ehe zu stehen hat, wird im Grunde genommen nur als biologisches Wesen, nämlich als Produkt der Zeugung, nicht aber als Frucht eines Lebensprozesses aufgefaßt. Man denke nur an die tragische Entwicklung in den Familien, die unter dem Zwang der Unauflöslichkeit selbst das kälteste und verbitterteste Familienklima ertragen, nur weil sie Angst haben, eine neue, dem Wesen der Liebe und damit auch dem Anspruch der Kinder gerechter werdende Beziehung einzugehen. Damit will ich keineswegs der Scheidung als bevorzugter und prinzipieller Konfliktlösung das Wort reden — auch das ist ein häufig verbreiteter Irrtum —, wohl aber behaupten, daß im konkreten Fall eine nicht aufgelöste Ehe eine größere Sünde sein kann als eine Scheidung.

HK: Zum Schluß noch eine allgemeinere Frage. Nicht selten wird von Psychologen und Psychotherapeuten der Kirche der Vorwurf gemacht, sie trage immer noch zu sexueller Verdrängung bei. Auch in Ihren Ausführungen tritt dieser Aspekt auf. Müßte man sie heute aber nicht eher ermuntern, der Desintegration des Sexuellen zu steuern?

Matussek: Verdrängungstendenzen können nicht einem Faktor allein, z. B. einer Sittenlehre, zugeschrieben wer-

den. Es gibt genügend Beispiele aus der Kirchengeschichte, wo die gelebte Moral des christlichen Volkes der oft recht massiv vorgetragenen Morallehre diametral entgegenstand. Zeitströmungen spielen immer eine Rolle. Sie sind im einzelnen zu analysieren, so auch für die Gegenwart. Ich glaube, daß mancher Pfarrer die Fehler der kirchlichen Vergangenheit dadurch wiedergutzumachen versucht, daß

er sich sehr freizügig und libertinistisch geriert. Das sind Imitationen und Anpassungen ohne Substanz. Die Kirche könnte für die Verinnerlichung und Verbesserung der Sexualität Entscheidendes tun. Nur müßte sie einige der Dinge stärker berücksichtigen, die im Laufe unseres Gespräches angedeutet, leider zu kurz angedeutet worden sind.

Dokumentation

Pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der christlichen Einheit

Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland

Mit diesem Heft beginnen wir mit der Wiedergabe einiger der wichtigsten Beschluß-Texte der Gemeinsamen Synode, die wir bisher aus Platzgründen zurückstellen mußten. Als ersten drucken wir den Beschluß-Text über pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der christlichen Einheit ab.

Einführung

1. Zur Situation

1.1 Was entstanden ist: Ein wachsendes Bewußtsein christlicher Einheit

1.11 Was vor wenigen Jahrzehnten noch für viele undenkbar war, ist heute Wirklichkeit: eine Annäherung der christlichen Kirchen und Gemeinschaften.

1.12 Begegnungen zwischen Christen verschiedener Konfessionen, gleichartige Lebenserfahrungen, vielfältige Zusammenarbeit in der Sorge für den Menschen, gemeinsames Glaubenszeugnis sowie Gespräche der Theologen und Kontakte der Kirchenleitungen haben dazu geführt, daß Gläubige aus allen Konfessionen sich stärker ihrer grundlegenden Einheit in Christus bewußt geworden sind. Deshalb bringen sie immer weniger Verständnis dafür auf, in getrennten Kirchen zu leben. Um so drängender wird die Verwirklichung kirchlicher Einheit.

1.2 Was im Wege steht: Hinderliche Faktoren

1.21 Einer Annäherung und Zusammenarbeit der Konfessionen stehen mannigfache Schwierigkeiten entgegen. Dazu gehören wichtige theologische Differenzen; dazu gehören aber auch zum Beispiel die Neigung, sich dem Ernst der Wahrheitsfrage zu entziehen, wie auch die Befürchtung, durch eine Annäherung der Konfessionen den überlieferten Glauben zu verlieren¹. Sicher gibt es eine berechtigte Sorge gegenüber einer Entwicklung, die

unter Berufung auf einen falsch verstandenen Ökumenismus zur Auflösung der christlichen Wahrheit führen kann. Zugleich gewinnt man den Eindruck, daß viele Christen unbedingt auf einer Abgrenzung gegenüber anderen Konfessionen bestehen. Sie suchen nach neuen Grenzen und feineren Unterscheidungen, wo immer eine größere Übereinstimmung zwischen den Konfessionen sichtbar wird. Die Trennung der Kirchen ist aber nicht nur ein theologisches Problem; auch ethnische, soziale und psychologische Gegebenheiten prägen das Glaubensleben in den Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften.

1.22 Veränderte Situationen — hervorgerufen zum Beispiel durch die grundsätzliche Infragestellung des Gottesglaubens, durch neue ethische Probleme, durch den Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse — stellen die Christen vor bisher nicht bedachte Fragen. Sich mit diesen auseinanderzusetzen, sind alle Kirchen gefordert. Das schafft neue Möglichkeiten einer Annäherung. Christen aber, die nur am Hergebrachten hängen, haben oft kein Verständnis für diese Fragen. So entstehen innerhalb der Konfessionen neue Gegensätze und Verhärtungen. Es droht die Gefahr, daß einzelne Gruppen an den Rand gedrängt werden oder aus den Kirchen auswandern. Was ein Weg zur Einheit sein könnte, wird so zu einem Hindernis.

1.3 Mit wem wir es zu tun haben: Die ökumenischen Partner der katholischen Kirche in Deutschland

1.31 In Deutschland konzentriert sich das ökumenische Problem — schon zahlenmäßig — auf das Verhältnis der katholischen Kirche zur Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und ihren lutherischen, reformierten und united Gliedkirchen. Die Synode begrüßt die Bemühungen der EKD um die Vertiefung der Gemeinschaft ihrer Gliedkirchen. Die Größenverhältnisse in Deutschland lassen jedoch leicht darüber hinwegsehen, daß für die ökumenische Bewegung auch die Orthodoxen und Altorientalischen Kirchen, die Alt-Katholische Kirche und die